

Der Gott der Klimaschützer

Die evangelische Kirche stellt eine tiefe Glaubenskrise fest und antwortet darauf mit einer Musterschüler-Theologie.

Von Ulrich Körtner



Es wird immer leerer hier: Der Kirche laufen die Mitglieder davon – und die Ergebnisse des „Zukunftsteams“ der Evangelischen Kirche können diesen Trend wohl kaum umkehren. dpa

BEITRAG TEILEN

Wir leben in glaubensarmer Zeit. Der Soziologe Rudolf Stichweh prophezeit, das System der Religion könne sich als eigentlicher Verlierer der Corona-Krise erweisen, weil religiöse Deutungsmuster von allgemeiner Überzeugungskraft fehlten. Der Glaube an das Paradies und an das ewige Leben ist durch die Hoffnung auf das irdische Leben als letzte Gelegenheit abgelöst worden.

Dramatisch sinkende Mitgliederzahlen und Einbrüche bei den Kirchensteuern zeigen, dass bei den schrumpfenden Volkskirchen Feuer am Dach ist. Darauf versuchen sie einmal mehr mit

Strukturreformen zu reagieren. Vor drei Jahren schon hat die Evangelische Kirche in Deutschland ein hochkarätiges „Zukunftsteam“ eingesetzt. Anfang Juni hat es seine Ergebnisse präsentiert, die auf der kommenden EKD-Synode im November beraten werden sollen. Das Papier macht einen unfertigen Eindruck. Viele Aussagen und Vorschläge, die in den elf „Leitsätzen für eine aufgeschlossene Kirche“ stehen, bleiben im Ungefähren. Leider gilt das auch in theologischer Hinsicht. Dabei sehen die Autoren klar: „Die Krise der Akzeptanz von Kirche und ihrer Botschaft geht einher mit einer tiefer liegenden Glaubenskrise.“

Im Kern handelt es sich um eine „Gotteskrise“, vor der bereits vor Jahrzehnten der 2019 verstorbene katholische Theologe Johann Baptist Metz gesprochen und die offenkundig auch die Kirchen erfasst hat. Das ließ sich während des Lockdown gut beobachten. Viele kirchliche Wortmeldungen beeilten sich zu versichern, die Pandemie habe mit Gott nichts zu tun. Das Virus als Strafe oder als Prüfung zu interpretieren verbiete sich, weil sich das moderne Christentum dank der neuzeitlichen Religionskritik vom Bild eines strafenden Gottes befreit habe.

Dennoch fragen sich Gläubige und Halbgläubige, ob uns Gott vielleicht doch durch das Virus etwas sagen will. Aber auch diese Frage wurde abgeschnitten, gern mit dem Hinweis, Gott habe in Jesus Christus alles Entscheidende für alle Zeiten gesagt. Allerdings ist Jesus Christus, wie es in der Barmer Theologischen Erklärung der Bekennenden Kirche aus dem Jahr 1934 heißt, „das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“. Bedeutet das aber, dass Gott sich ansonsten in Schweigen hüllt?

Zu den theologischen Herausforderungen der Gegenwart gehört das Problem einer Geschichtstheologie. Damit verbunden sind die Themen des Handelns oder Wirkens Gottes, seiner Erwählung und Vorsehung, seiner Erhaltung und Vollendung der Schöpfung. Selbst in kirchlichen Stellungnahmen, beispielsweise zu Umwelt und Klimaschutz, gerät der Glaube an Gottes fortlaufendes Schöpfungshandeln und die Erhaltung der Welt durch ihn zunehmend aus dem Blick. So wirkt der biblische Gott in kirchlichen Appellen zur Bewahrung der Schöpfung oft nur noch als Motivator für menschlichen Einsatz zum Schutz der Natur, gewissermaßen als religiöses Add-on, auf das man notfalls verzichten kann.

Gottloser Glauben

In der Corona-Krise trat übrigens der strafende Gott bisweilen doch wieder in subtiler Form auf den Plan, heutzutage aber als sanfter Pädagoge, der dem Konzept der Lernstationen anhängt. An der „Lernstation Corona“ könne man lernen, dass wir unseren Umgang mit der Natur „neu denken“ müssen: Entschleunigung, weniger fliegen, eine sanftere Globalisierung, nachhaltigeres Wirtschaften und ein achtsamerer Umgang mit Tieren, von denen das Virus möglicherweise auf den Menschen übersprungen ist. So mündet dann die kirchliche Gottesrede in moralische Appelle, das Klima zu schützen und die Welt zu retten, der Wissenschaft zu vertrauen und auf die Entwicklung von Impfstoffen zu hoffen. Um nicht missverstanden zu werden: Die menschliche Vernunft und die moderne Medizin sind eine gute Gabe Gottes, wenngleich nicht frei von jenen Ambivalenzen, die allen Erscheinungen in Kultur und Geschichte anhaften und die von der christlichen Tradition mit dem Phänomen der Sünde erklärt werden.

„Der Geist der Zeit oder Zukunft“, notierte Ludwig Feuerbach 1842/43, „ist der des Realismus. Die neue Religion, die Religion der Zukunft ist die Politik.“ Echten Gottesglauben

gebe es nicht einmal mehr in den fortbestehenden Kirchen. Die Gläubigen sprächen zwar weiter vom Segen Gottes, doch suchten sie echte Hilfe nur beim Menschen. Daher sei der Segen Gottes „nur ein blauer Dunst von Religion, in dem der gläubige Unglaube seinen praktischen Atheismus verhüllt“. Wo solch praktischer Atheismus tatsächlich in den Kirchen anzutreffen ist, zeigt sich, wie sehr auch die Kirchen von der „Gotteskrise“ (Johann Baptist Metz) befallen sind.

Mit der Parole „Atheistisch an Gott glauben“ (Dorothee Sölle) hat die politische Theologie der 1960er-Jahre die Flucht nach vorne angetreten, mit Marxisten wie Ernst Bloch als Bündnispartnern. Hatte nicht schon Dietrich Bonhoeffer gesagt, Gott selbst zwingt uns zu der Erkenntnis, das wir in der Welt ohne ihn zurechtkommen müssen? Bonhoeffers späte Aufzeichnungen aus der Haft sind freilich vielschichtiger. Sein Konzept einer christlichen Verantwortungsethik beruht auf der Gewissheit, dass Gott auf verantwortliche Taten und Gebet nicht nur wartet, sondern auch antwortet, und dass sich in, mit und unter schicksalhaften Erfahrungen die Möglichkeit auftut, Gottes Wirken und Führung in der Welt zu erkennen. Aktive Lebensführung und Weltgestaltung, die sich dialektisch zwischen dem Widerstand gegen das Schicksal und der Ergebung in dasselbe bewegt, schlägt um in die passive Erfahrung des Geführtwerdens.

Allmacht der Liebe

Schmal ist der Grat zwischen Bonhoeffers Gewissheit, dass Gott als Abwesender anwesend und wirksam ist, und der Idee eines seiner Allmacht entledigten ohnmächtigen Gottes, der die Verantwortung für die Welt und damit sein eigenes Geschick ganz in die Hände des Menschen gelegt hat. Sie findet sich zum Beispiel in einem bekannten Gedicht: „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun.“ Zwar weiß sich der Glaube in der Christusbefolgung zum Tun gerufen. Aber ein Christus ohne eigene Hände bleibt letztlich nur ein ethisches Modell. Der Tod Christi und seine Angefochtenheit und Gottverlassenheit am Kreuz waren dann freilich vergeblich. Mag man auch sagen, Gott leide in Christus solidarisch mit uns, rettet uns das nicht vor dem ewigen Nichts. Geteiltes Leid mag halbes Leid sein, aber es bringt für sich genommen keine Erlösung.

Auch das Zukunftspapier der EKD spricht von Christus lediglich als Urbild und Vorbild dessen, was die evangelische Kirche „für die vielen“ tue. In seinem Geist setze sich die Kirche für die Schwachen, Ausgegrenzten, Verletzten und Bedrohten sowie für Frieden und Bewahrung der Schöpfung ein. In dieser moralisierenden Auslegung des Evangeliums treffen sich kulturprotestantischer Liberalismus und eine linksliberale politische Theologie. Zwar heißt es, die Kirche der Zukunft müsse missionarisch sein. Gedacht ist aber nicht so sehr an Verkündigung und Seelsorge, sondern in erster Linie an ein „zeichenhaftes und exemplarisches“ gesellschaftsdiakonisches und politisches Handeln.

Allerdings gehört die Diakonie zum Wesen der Kirche. Doch bevor sie eine diakonische Kirche für andere sein kann, muss sie zunächst einmal Kirche sein, und das heißt: die Gemeinschaft derer, die beständig neu auf Gott und sein Wort hören, das erlösende Wort von der Versöhnung zwischen Gott und Mensch, das wir uns nicht selbst sagen können. Der Zuspruch der Vergebung aber geht nicht in ethischen Appellen auf.

Soll von Gott die Rede sein, ohne alle Theologie in Anthropologie und Ethik aufzulösen, wird dies nur möglich sein, wenn an der Rede von der Allmacht Gottes festgehalten wird. Gott als die „alles bestimmende Wirklichkeit“ (Rudolf Bultmann) ist freilich nicht nach dem Modell eines despotischen Weltenherrschers zu denken, sondern als Allmacht der Liebe zu begreifen,

die selbst den Tod überwindet. Auf diesen Gott seine Zuversicht zu setzen ist Ausdruck einer kontrafaktischen, widerständigen Hoffnung, die gerade darin zutiefst human ist, dass sie den Menschen vom Zwang zur Selbst- und Welterlösung befreit.

Die Gotteskrise der Gegenwart ist nicht nur eine Glaubens-, sondern auch eine Sprachkrise. Damit ist nicht etwa bloß gemeint, die kirchliche Verkündigungssprache sei zu blutleer und alltagsfremd. Es geht zunächst nicht um Rhetorik, um Kommunikationstechniken und die vielbeschworene Authentizität. Vielmehr sind Theologie und Kirche selbst auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen, was Sünde und Erlösung, Gnade, Auferstehung und neues Leben überhaupt bedeuten. Sich dieser Lage mit letzter Redlichkeit zu stellen ist die Aufgabe von Theologie in dürftiger Zeit.

Ulrich Körtner ist Professor für evangelische Theologie an der Universität Wien.

MEHR ZUM THEMA

Z wie Zukunft oder Z wie Zement?

Wenn in der Kirche von „Zukunft“ oder „Reform“ gesprochen wird, ist Vorsicht geboten. Kaum ein Kirchenoberer, der diese Vokabeln nicht im Mund führt – was allerdings noch lange nicht bedeutet, dass sich auch etwas ändert. Der rheinische Präses Manfred Rekowski hat diese Kluft zwischen Wort und Tat vor einigen Jahren einmal beschrieben: Rekowski sprach von einer Mentalität in der Kirche, „bei der der Aufbruch gepredigt wird, aber zugleich der Zement angerührt wird“. Ziel sei es oft, „den Ist-Stan